

(Nachdruck verboten.)

71)

Esther Waters.

Roman von George Moore.

Esther sah Jack eine ganze Weile an, ohne zu sprechen; dann plötzlich fiel ihr Mrs. Barfield ein. Möglicherweise war Mrs. Barfield eben mit ihrer Tochter unten im Süden; aber vielleicht war sie auch jetzt gerade in Woodview! Wenn sie in Woodview wäre, so war Esther ganz sicher, daß sie ihr ihre Hilfe nicht verweigern würde.

So diktirte Esther ihrem Sohne denn einen Brief an Mrs. Barfield; und bevor sie noch so recht eigentlich auf eine Antwort gerechnet hatte, kam schon ein Brief von Mrs. Barfield, in dem sie schrieb, daß sie sich Esthers vollkommen erinnerte. Sie wäre soeben vom Süden zurückgekehrt, wäre ganz allein in Woodview und brauchte einen treuen Diensthoten. Wenn Esther Lust hätte, könnte sie die Stelle haben und sofort antreten. Sie legte dem Brief eine Fünfpfundnote bei und hoffte, daß das Geld Esther in stand setzen würde, London sofort zu verlassen und zu ihr zu kommen.

Aber diese plötzliche Rückkehr in frühere, altbekannte Verhältnisse erfüllte Esthers Seele mit seltsamer Unruhe; als sie jetzt so dahinschritt, erkannte sie den hohen, dünnen Kirchturm hinter den Bäumen; und die wellenförmigen Hügel, die sich bis zum Meeresufer hinabzogen, erweckten schmerzliche Erinnerungen in ihr. Sie wußte, daß sie nun bald das weiße Gitter erreicht haben mußte, aber sie konnte sich nicht mehr genau der Stelle erinnern, wo es war. Sie hatte irrtümlich den Weg nach links anstatt nach rechts eingeschlagen und mußte wieder zurückgehen. Die Angeln des Gitters waren verrostet, und es wurde ihr schwer, es überhaupt zu öffnen. Das kleine Häuschen, in dem der blinde Thorhüter gesessen und die Flöte gespielt hatte, war jetzt verschlossen. Der Zaun, der den Park von den Feldern und Wiesen trennte, war zum Teil zerfallen, und herumkreuzende Stöße und Ziegen hatten die hohen Sträucher, die es verdeckt gehabt hatten, längst abgefressen. Und eine große, vom Blitz getroffene Buche hatte in ihrem Fall ein weiteres Stück des Zaunes mit umgerissen; aber es war nichts ausgebessert worden; die Stücke des Zaunes lagen überall herum und der mächtige Baumstamm lag unberührt da.

Als sie an dem eisernen Gitter unter dem überhängenden Zimmergrünbogen ankam, blieb sie einen Moment stehen. Hier war sie William zum erstenmal in ihrem Leben begegnet; hier hatte er sie an den Ställen vorbeigeführt und ihr gezeigt, wo Silberschwanz stand. Sie mußte an die vielen Pferde denken, die sie hier hatte vorbeiführen sehen, die Hufflänge tönten ihr noch förmlich in den Ohren. Jetzt aber herrschte Schweigen rings umher. — Viele der Dächer an den Schuppen und Ställen waren eingefallen, und Bretter und Trümmer füllten einen großen Teil des Hofes an. Sie erinnerte sich, wie sie damals durch die von der sinkenden Juniönne hell bestrahlten Küchenfenster hindurch den großen, weißen Küchentisch und die um ihn sich herumbewegenden, zierlich und sauber gekleideten Dienstmädchen gesehen hatte. Jetzt aber waren sämtliche Läden an diesen Fenstern geschlossen, nirgends ein Licht zu erblicken; der Klopfer war von der Thür verschwunden, und sie fragte sich im Stillen, wie sie wohl eigentlich hineinkommen sollte. Sie hatte fast Furcht, sie wußte selbst nicht wovor. Sie hatte fast Furcht, Mrs. Barfield gar nicht einmal hier zu finden. Sie bahnte sich mühsam einen Weg durch das Gestrüpp hindurch und stolperte öfters über gefallene Äste und Baumstämme. Aus den Zimmergrünzweigen stiegen Vögel in raschem Fluge empor, erschreckt durch die ungewohnte Nähe eines Menschen; ihr Herz hörte fast auf zu klopfen vor Furcht und Verleumdung, und sie wagte kaum, weiterzugehen. Endlich war sie auf dem freien, grünen Plage vor dem Hause angelangt. Sie überschritt ihn, ging zur Thür hin und suchte angstvoll nach der Klingel. Auch der Klang derselben erfüllte sie mit Schrecken. Er tönte so schwach und doch zugleich so schrill durch das große, verödete Haus.

Endlich näherten sich Fußtritte und ein Licht der Thür; die Kette wurde zurückgezogen, die Thür ein wenig geöffnet,

und eine Stimme fragte, wer da sei. Esther nannte ihren Namen; da wurde denn die Thür völlig geöffnet, und sie stand ihrer alten, früheren Herrin gegenüber. Mrs. Barfield stand da, das Licht in der hochgehobenen Hand, so daß sie Esther sehen konnte. Esther erkannte sie sofort wieder. Sie hatte sich nur wenig verändert; sie hatte ihre prachtvollen weißen Zähne und ihr mädchenhaftes Lächeln von früher noch immer. Das dünne, etwas spitzige Gesicht hatte sich in seinen Umrissen kaum verändert, aber das rötlichblonde Haar war so dünn geworden, daß es auf der Seite gescheitelt werden mußte, um nur den Schädel einigermaßen noch zu bedecken; die Gestalt aber war noch genau so zart und beweglich wie in früheren Jahren. Esther hatte alles dieses mit einem einzigen Blick erfaßt, und Mrs. Barfield hatte gleichfalls mit einem Blick bemerkt, daß Esther bedeutend stärker geworden war. Ihr Gesicht war angenehm anzusehen, denn sie hatte jenen Ausdruck der biedereren, derben Natürlichkeit, der stets ihr größter Reiz gewesen war, behalten. Sie war jetzt der echte Typus der kräftigen, untersehten Arbeiterfrau von vierzig Jahren und stand nun da, etwas verlegen, beide Hände in die Taschen ihrer fadenscheinigen Jacke versenkt.

„Wir wollen die Kette wieder vorlegen,“ sagte Mrs. Barfield, „denn ich bin ganz allein im Hause.“

„Haben Sie denn gar keine Furcht, gnädige Frau?“

„Ein bißchen schon, aber du lieber Gott, es giebt bei mir nichts mehr zu stehlen. Ich habe den Schutzmann gebeten, auf das Haus gut aufzupassen. Kommen Sie in die Bibliothek, Esther.“

Wie im Traume folgte Esther ihrer Herrin. Da war alles ganz unverändert; da war der große, runde Tisch, das kleine, grüne Sofa, das Klavier, der Papageientisch und die leeren, gelben Bücherschränke; und plötzlich schien ihr halbes Leben gleichsam hinter ihr zu versinken, und es schien ihr, als wäre es erst gestern gewesen, daß sie in das Zimmer zu ihrer Herrin beschieden worden war, um ihr Geständnis abzulegen. — Es schien wie gestern, und doch waren fast achtzehn Jahre seitdem vergangen! Aber diese Jahre erschienen ihr jetzt in der That wie ein Traum; ein Traum, in dem die verbindenden Glieder fehlten; und wie gestern stand sie da in dem alten Zimmer, ihrer alten Herrin gegenüber, Auge in Auge mit ihr.

„Es ist kalt, Esther; möchten Sie nicht eine Tasse Thee trinken?“

„O, gnädige Frau, — für mich! Das ist ja ganz eadl.“

„Nein, gar nicht; es macht ja auch keine Mühe; ich möchte selbst eine Tasse haben. Das Feuer in der Küche ist zwar schon ausgegangen; wir können aber den Thee auf Spiritus bereiten!“

Sie gingen durch die wohlbekannte grüne Thür den Korridor hinunter. Mrs. Barfield zeigte Esther, wo die Küche, die Speisekammer und die Vorratskammer sei. Esther aber entgegnete, daß sie sich ganz gut auf alles das besänne. Darauf sagte Mrs. Barfield:

„Also haben Sie Woodview nicht vergessen, Esther?“

„O nein, gnädige Frau; es ist mir gerade so, als hätte ich es erst gestern verlassen — aber ich fürchte, es ist etwas feucht in der Küche, gnädige Frau; die Kochmaschine sieht sehr vernachlässigt aus.“

„Ah ja, das glaub' ich; Woodview ist nicht mehr das, was es war!“

Stundenlang saßen sie an dem Abend noch plaudernd zusammen. Mrs. Barfield erzählte Esther, wie sie ihren Mann auf dem kleinen Kirchhof hinter der alten Dorfkirche begraben hatte. Ihre Tochter hatte sie nach Aegypten gebracht, dort lange mit ihr gelebt und sie allmählich dahinschwinden sehen; bis kaum noch mehr als ein Gerippe von ihr übrig war, das man schließlich eines Tages ins Grab legte.

„Ja, gnädige Frau, ich kenne das; ich habe es selbst mit angesehen; das ist 'ne Krankheit, die den Menschen Zoll für Zoll hinwegrafft. Mein Mann ist auch an der Schwindsucht gestorben.“

Der Abend war lang, ein Wort gab das andre, und nach und nach erzählte Esther Mrs. Barfield die Geschichte ihres ganzen Lebens, von dem Tage an, da sie einander in diesem selben Zimmer, in dem sie jetzt saßen, Lebewohl gesagt hatten.

„Das ist ja ein völliger Roman, Esther!“

„D, es war ein schwerer Kampf, gnädige Frau; und der Kampf ist noch nicht zu Ende. Und er wird für mich nicht eher zu Ende sein, als bis ich meinen Jungen in einem festen Beruf sehe. Ich hoffe, daß ich das noch erleben werde.“

Lange saßen sie dann noch schweigend nebeneinander vor dem Feuer. Endlich sagte Mrs. Barfield:

„Es muß Zeit sein, schlafen zu gehen.“

„Ja das glaube ich auch, gnädige Frau.“

Sie fragte, ob sie in dem Zimmer oben schlafen sollte, in dem sie früher mit Margarete Gale zusammen geschlafen hatte. Aber Mrs. Barfield antwortete seufzend, daß ja sämtliche Schlafzimmer in Woodview jetzt leer seien, und daß sie es daher lieber sehen würde, wenn Esther in dem Zimmer neben dem ihren schlief.

XLVII.

Esther schien ganz wie selbstverständlich Woodview als die letzte Station ihrer Erdenlaufbahn zu betrachten. Daß jetzt noch einmal etwa neue Aenderungen in ihr Leben eintreten könnten, das hielt sie weder für möglich noch für wünschenswert. Nun mußte nur noch ihr Junge eine gute Anstellung finden, und dann konnte er von Zeit zu Zeit hier heruntersommen und sie besuchen. Das war nunmehr das A und O ihrer irdischen Wünsche. Sie fand es hier auch gar nicht einsam. Ein junges Mädchen hätte es wohl vielleicht einsam gefunden, sie aber war kein junges Mädchen mehr; sie hatte tagsüber ihre Arbeit zu verrichten, und wenn sie damit fertig war, war sie froh, niedersitzen und sich ausruhen zu können.

In ihre langen Mäntel gehüllt gingen die beiden Frauen oftmals auch zusammen spazieren. Mitunter wanderten sie die Berge hinauf; mitunter gingen sie bis nach Southwick, um ihre kleinen Einkäufe zu machen. Sonntags gingen sie immer nach Beeding zur Kirche; und dann kamen sie die eingeschneiten, winterlichen Wege zusammen zurückgeschritten, die Kleider hoch emporgerafft, um sie nicht zu beschmutzen, und schämten sich durchaus nicht ihrer derben, festen, gewöhnlichen Stiefel. Sie machten auch keine Bekanntschaften, sondern schienen aneinander Unterhaltung und Verkehr genug zu finden. Die Köpfe ein wenig vornübergebeugt, so gingen sie nebeneinander daher und redeten meist immer wieder über dieselben Dinge. Wieder bedauerten sie, daß der Sturm einen Baum umgerissen hatte; wieder freuten sie sich, daß Jack schon zehn Schillinge die Woche verdiente; wieder hofften sie, daß er die Stelle auch nicht verlieren würde. Oder aber Esther erzählte ihrer Herrin, wie sie gehört habe, daß eines der Rennpferde von Mr. Arthur im Rennen gewonnen hätte. Er lebte oben im Norden Englands und hielt sich dort einen kleinen Rennstall; und wenn seine Mutter von ihm hören wollte, so war sie eigentlich lediglich auf die Sportzeitungen angewiesen.

„Seit vier langen Jahren ist er nun nicht mehr hier gewesen,“ sagte Mrs. Barfield. „Er haßt Woodview; und wenn es morgen abbrennte, würde er sich darüber eher freuen als grämen. Ich aber denke anders; ich erhalte es aufrecht, so gut ich kann, und hoffe, daß er eines Tages heiraten und dann doch hier seinen Wohnsitz nehmen wird.“

Mr. Arthur — so nannten Mrs. Barfield und Esther ihn stets, wenn sie von ihm sprachen — bezog keinerlei Revenuen aus dem Besitztum, denn die Gelder, die daraus flossen, genügten nur eben für das Leben und den Unterhalt der Witwe und um die Dinge einigermaßen in Ordnung zu halten. Der größte Teil der Besitzung war verpachtet; Mr. Arthur hatte auch das Haus verpachten wollen, aber es fand sich kein Mieter, der darin wohnen wollte, bevor der Besitzer Haus und Park ordentlich hergerichtet hatte, und da dies eine große Summe Geldes gekostet hätte, hatte er keine Lust dazu und erklärte, daß das in seinem Rennstall angelegte Geld eine weit profitablere Spekulation sei. Außerdem aber war sogar der große Park vermietet worden; und der Familie blieb nichts mehr übrig als das Haus, der Rasenplatz davor und der Blumengarten.

Da Arthur nun also nicht mehr ohne Erlaubnis irgend jemand's auf seinem Rennpferde die Hügel hinauf- und hinabgaloppieren konnte, so lag ihm auch an der ganzen Besitzung nichts mehr. Wenn seine Mutter Lust dazu hatte, mochte sie doch ruhig dort weiter leben und das Haus, wie sie es nannte, in Ordnung halten; solange sie ihn nicht plagte, war es ihm ganz gleichgültig, was sie that. In ähnlicher Weise pflegte er sich bei Gelegenheit seiner seltenen Besuche in Woodview oder in seinen noch viel selteneren Briefen an die Mutter auszudrücken.

Tage, Wochen, Monate vergingen. Und die beiden Frauen lebten sich immer mehr und mehr miteinander ein,

und mehr und mehr wurde ihr Zusammensein das zweier Freundinnen und immer weniger das der Herrin und der Dienerin. Abends saßen sie meist zusammen in dem Bibliothekszimmer und nähten, oder Mrs. Barfield las laut aus einem Buche vor, oder sie plauderten beide von ihren Söhnen.

(Schluß folgt.)

Die Schädelpyramide.

Der Ringkampf zwischen den beiden Meinungs-Polypen Rudolf Mosse und August Scherl ist an einer neuen Wendung angelangt. Hatte Mosse die demokratisch-freisinnige „Volks-Zeitung“ verschluckt und damit den letzten Rest einer bürgerlich-radikalen Gesinnung ertötet, so gelang August Scherl ein größerer Schlag: er brach in Hamburg ein und annektierte das Senats- und Reeder-Organ der größten deutschen Handelsstadt. Scherls siegreiches Banner weht jetzt auch über einer leibhaftigen Republik.

Mit dem Erwerb der „Hamburger Börsehalle“ genannten Aktiengesellschaft, die neben dem Finanzblatt „Hamburger Börsehalle“ den „Hamburgischen Korrespondenten“ und eine Anzahl kaufmännischer Adressbücher herausgibt, ist ein längst erwarteter Vorgang eingetreten: die Aufsaugung politischer Blätter durch die Scherlsche Hausmacht. Der Ehrgeiz dieses Emporkömmlings, der die bürgerliche Unbildung und Charakterlosigkeit Deutschlands in funkelndes Gold umzumünzen verstand, geht nicht nur dahin, Geschäfte zu machen, durch Betriebskonzentration die Produktionskosten zu vermindern und dabei die äußerliche Zeitungstechnik (Nachrichtendienst usw.) quantitativ zu steigern, sondern Scherl will auch eine politische Macht sein und vornehm werden.

Scherls genialer Gedanke, der sein Glück begründete, beruhte darauf, die Indianergeschichte zum Princip einer Zeitung zu machen. Diese Indianergeschichte erschien erst wöchentlich einmal, bis sie schließlich zweimal täglich erzählt wurde — unter dem Sammeltitel: „Berliner Lokal-Anzeiger“. Der Mann hatte erkannt, welche unzerstörbare Wirkung die Indianergeschichte auf das Gemüt der Unmündigen übt. Sollte da nicht eine Unmenge Geld zu verdienen sein, wenn man dem deutschen Publikum die Indianergeschichte als Zeitung unterbreitete? Die Spekulation war richtig. Die Unmündigen liefen in Scharen herbei, und auch die übrigen wurden allmählich durch hartnäckige Bearbeitung gleichfalls entmündigt, so daß sie „Lokal-Anzeiger“-reis wurden. Die Leser dieses in keinem Kulturlande der Welt möglichen Blattes erfuhren zwar haarklein alles, was sich im Feuerland und auf den Fidschi-Inseln Bedeutsames begab, Deutschland aber wurde als bekant vorausgesetzt, eine deutsche Politik gab es nicht.

Jungen, die Indianergeschichten schlingen, werden für jede vernünftige Thätigkeit unbrauchbar. So mußte auch die Lektüre des „Lokal-Anzeiger“ verblödend wirken. Und da eine Regierung das natürliche Bedürfnis hat, daß die Intelligenz und das Wissen der Regierten sich nicht über die Fähigkeiten der Regierenden erhebt, so begrüßten diese die Unternehmung des Herrn Scherl, durch deren Einfluß ihre eigene Existenz erst möglich wurde. Die Scherlsche Indianergeschichte wurde in der offiziellen deutschen Weltpolitik zum System erhoben. Man kann sagen, daß der reichsdeutsche Imperialismus Scherlsches Fabrikat ist.

Allerdings unterschied sich die Scherlsche Indianerromantik sehr unvorteilhaft von den richtigen Abenteuerer-Märchen. Hier lebte traditionell noch etwas von dem alten weltbürgerlichen Geist, der die Bruderschaft aller Völker verkindete, ja in den Wilden geneigt war, den besseren Menschen zu sehen. Die Scherlsche Weltpolitik ging darauf aus, die „Wilden“ kapitalistisch nutzbar zu machen, und wehrten sie sich, so war man sofort bereit, die fremden Völkerschaften, denen Scherl doch sein Vermögen verdankte, als Ungeheuer zu denunzieren. Allerlei ausgediente Soldaten trieben in seinem Zeitungsgeschäft ihr Wesen und ließen dann den Geist preußischer Kaiserreichsneidigkeit auf die deutsche Bildung los. Als der Chinazug unternommen wurde, waren es die Scherlschen Organe, die am wütesten auf die doch zu vor jätlich für die „Woche“ photographierten „gelben Bestien“ schimpften. Neuerdings sind die schwarzen Bestien daran, und das meist gelesene Blatt der Residenz wagt es, gleichmütig die verbrecherische Anregung zu geben, man sollte die angeblich mit dergleichen Waffen kämpfenden Hereros mit Dum-Dum-Geschossen zerfleischen. So führt die geistige Verblödung zur sittlichen Entartung, zur Preisgabe aller Leistungen menschlicher Kulturarbeit. Erst wenn die gelben und die schwarzen Bestien so tief gesunken sein werden, Abonnenten und Inferenten des „Lokal-Anzeigers“ zu sein, werden auch die Schreiber Scherls diese Menschen mit der den Kunden schuldigen Achtung behandeln.

August Scherl monopolisierte in der Folge auch die Unterhaltungs-Journale, um sie zu indianisieren. Um das Aufkommen unabhängiger Schriftsteller zu verhindern, gründete er den „Tag“ und schuf aus ihm, unter dem Vorwand der absoluten Meinungs-freiheit, ein Spital für Verkrüppelung von Intellektuellen; hier dürfen zwar alle Leute nach Herzenslust durcheinander schreien, aber es wurde doch peinlich darauf geachtet, daß der Lärm nicht irgend einer offiziellen Macht gefährlich wurde. Auch dieses scheinbar dem freien Meinungs-austausch dienende Organ wurde zur

verwirrenden und verfinsterten Indianergeschichte. Jene welche politische Geltung errang der „Tag“ nicht.

Scherl jedoch wollte auch politisch werden, nachdem er sich der Erkenntnis nicht mehr hatte verschließen können, daß trotz langjähriger Herrschaft des „Lokal-Anzeiger“ die politische Meinung immer noch als etwas Würdigeres und Vornehmeres galt als die Nordgeschichte aus der Mulackstraße und die Reisebeschreibung aus Hindostan. Also entschloß er sich, auch die Politik zu laufen. In dem nunmehr vollzogenen Ankauf der „Hamburger Börsehalle“ erwarb er das, was man ein angelegenes Blatt nennt.

Der „Hamburgische Korrespondent“ steht in dem Ruf, nicht nur von dem Auswärtigen Amt in Berlin benutzt zu werden — so ziemlich alle bürgerlichen Blätter Deutschlands sind Offiziele des Auswärtigen Amtes — sondern es sollen auch die liberalen Geheimräte älterer Schule in ihm ihre Herzenswünsche kund thun. Das Blatt hat den Liberalismus des weltwärtsweisenden Handelskapitals, ist frei von dem Scharfmacherwahnsinn der „Hamburger Nachrichten“, bekämpft mit euiger Entschiedenheit das preussische Junkertum und verteidigt eine, wenn nicht freihändlerische, so doch gemäßig schützöllnerische Handelspolitik. Das an Scherl verhandelte Organ erklärt, daß es vertragsmäßig berechtigt sei, seinen Charakter beizubehalten. Gewiß, jede Kette läßt eine gewisse Bewegungsfreiheit, aber sie bleibt immer Kette, und sie gestattet niemals, weiter hinaus zu gehen, als die Länge der Kette reicht.

Der „Hamburgische Korrespondent“ scheidet damit aus der Reihe der politischen Blätter aus. Wie unabhängig immer er sich geberden mag, er gehört zum Scherl-Syndikat. Das ist ja gerade der Kniff. Man läßt anscheinend alle Ueberzeugungen gelten. In entscheidenden Augenblicken jedoch wird die Kette angezogen und dann bellt alles, wie August Scherl pfeift.

August Scherl aber ist längst kein Privatmann mehr. Seit seiner Sparlotte weiß man urkundlich, wie eng er mit der Regierung versippt ist. Zudem er die Zeitungen und die Journalisten aufkauft, macht er sie abhängig, nicht nur von seinen Geschäftsinteressen, sondern auch von der herrschenden Politik. Scherl ist der verkörperte Welsensfonds, er ist der allmächtige Agent der Regierung, und zugleich, wenn es ihm paßt, ihr Tyrann.

Schreitet die Konzentration des Zeitungswesens in dieser Weise fort, so wird die gesamte bürgerliche Presse an dem Nasenring einiger mit der Regierung und den herrschenden Sippen zusammenarbeitenden Kapitalisten geleitet. Es hat dann überhaupt kaum noch einen Zweck, von bürgerlichen Preßäußerungen Kenntnis zu nehmen. In noch höherem Maße als jetzt muß man dann bei jeder Stimme dieser öffentlichen Meinung fragen: Wer steckt dahinter? Wer verdient daran?

Vedauernswerter als Galeerensträflinge aber sind die Schreiber dieser korruptierten Presse, die ihr Wissen, ihre Kraft, ihre Nerven opfern müssen, um tagaus, tagein das Gegenteil von dem zu verkünden, was sie denken.

Der Kapitalismus tötet nicht nur die Leiber, sondern martert auch die Geister bis zur Vernichtung. Er bezahlt den Selbstmord. Damit die Sklaven leben, müssen sie sich entseelen. Der Kapitalismus stiehlt das Hirn aus den denkenden Köpfen und türmt aus den leeren Schädeln eine gewaltige, immer höher steigende Pyramide, die grauenvoll grinsende Schädelpyramide der — öffentlichen bürgerlichen Meinung. —

Joo.

Kleines feuilleton.

Ik. Neben der Bahn. Wenn der Zug durch die Ebene der Mark Brandenburg sauft, gewährt der Blick aus dem Fenster manchen Eindruck, der beim langsamen Wandern ausbleibt. Der rasche Wechsel der Scenerie drängt für das Auge in eine kurze Spanne Zeit zusammen, was die Mark an Vegetationsbildern zu bieten hat: ein schwach welliges Gelände, auf dem Roggen-, Hafer- und Kleefelder mit weiten, von Wächlein durchzogenen Wiesen, turmgrasige Krüften, moorige Sümpfe an den Rändern großer und kleiner Seen, düstere Kiefernpartien, hellere Birken- und Erlengebüsche und selbst schöne Raubwälder in buntem Wechsel sich folgen. Das alles prangt jetzt im Sommerkleide. Das junge, helle Laub des Frühlings hat den dunkleren Sommerton angenommen. An den Böschungen der Bahn blühen die Butterblumen, das Hornkraut und die gelben Wüschel des Ginsters, überall durchwirkt von den gelben Dolden der schmalblättrigen Wolsmilch. Einfarbig grün sind die Kornfelder noch, kein farbiges Unkraut blinkt zwischen den Halmen hindurch, aber die anstosenden Wiesen schimmern gelb von unzähligen Blüten des scharfen Hahnenfußes und andren Arten aus der Gruppe der Ranunkeln. Weißes Wiesenstaumkraut steht dazwischen, von zahlreichen andren Wiesenkräutern, die sich zum Blühen anschiden, nicht zu reden. Nun gleiten niedrige Brachfelder an uns vorüber; ein rötlicher Schimmer überzieht sie, den um diese Zeit unzählige Exemplare des kleinen Sauerampfers verursachen. Der ganze obere Teil der Pflanze ist rötlich überlaufen. Der Zug durchschneidet jetzt den hohen Kiefernwald; was hier an niedrigen Blütenpflanzen wächst, ist von der Bahn aus nicht zu unterscheiden. Dafür erblicken wir in Menge die hellgrünen, hohen Wedel des Adlersfarns über den niedrigen Halbkräutern der Brei- und der Blaubeere. Hinter dem Walde öffnet sich der Spiegel eines Sees. Das moorige Ufer ist von Torfgräben durchzogen, die voll Wasser stehen. Darauf schwimmen

weiße Wolken aus den Wäldern der Wasserranunkel und auch im Umkreise bildet das Wollgras weißschimmernde Bestände. — Das sind vorherrschende Färbungen, die sich fast von Woche zu Woche im Freien ändern. Gegenwärtig nimmt die Buntheit des Blumenkleides noch stark zu, um erst gegen den Herbst das Gelb als überwiegende Farbe hervortreten zu lassen. —

— Das Centrum der mexikanischen Vanille-Aufbereitung ist Papantla, ein freundlicher Ort, zwischen Kreidehügeln eingebettet, die ehemals mit Wald bestanden, jetzt überall gerodet sind. Die an der Rebe hängende reife, grüne Schote ist durchaus geruchlos. Man packt die Schoten, immer 300 bis 1000 Stück zusammen, in einen Mattenumschlag und schichtet, wie Prof. E. Seler-Steglich in seiner Arbeit „Ein Wintersemester in Mexiko und Yucatan“ (Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin) mitteilt, diese Pakete in einem Backofen, in dem die Temperatur aber nicht über 120 Grad Celsius steigen darf, auf. Dann beginnen die Schoten zu schweigen und sich schwarz zu färben, und dabei entwickelt sich der eigentümliche, wohlriechende Stoff, das Vanilin. Wenn die Schoten sich vollständig gebräunt haben, werden die Pakete herausgenommen, die Schoten umgedrückt und gelüftet und langsam und vorsichtig an der Luft und in der Sonne getrocknet. Das Letztere ist ein sehr schwieriges Geschäft und nimmt Monate in Anspruch; denn die Zeit, wo die Vanillenschote reif ist, Dezember und Januar, das ist gerade die Zeit der kalten Luftströmungen, die hier in dem heißen Lande Kondensation des in der Luft gelösten Wasserdampfes, d. h. tage- und wochenlang anhaltenden feinen Regen, bringen. Die Vanille wird von den Indianern im Walde gesammelt, die genau den Zeitpunkt kennen, wann die richtige Reife eingetreten ist. Sie bringen die Schoten handvoll- und bündelweise zur Stadt, und die kleinen und großen Kaufleute, unter denen sich namentlich viel Italiener befinden, kaufen sie auf und beginnen die Präparation in der geschicktesten Weise. Jeder regenfreie Augenblick muß benutzt werden. Sobald die Sonne sich blicken läßt, werden die Tragbahnen mit den braunen Schoten herausgebracht und diese auf cementierten Tennen hinter oder zwischen den Häusern oder geradezu auf der Straße auf flach geneigten hölzernen Tennen ausgebreitet. Die ganze Stadt duftet in dieser Zeit nach Vanille. — („Nerthus“.)

Theater.

Schiller-Theater N. „Das Heiratsnest“. Lustspiel in drei Aufzügen von Gustav Davis. — Davis? Der Name klang unbekannt und ließ vermuten, daß das Stück eine zufällig in diese sommerlichen Zeiten hinausgeschobene Premiere sein würde. Aber es war alte, durch ihr Alter sehr wohlverdienter Vergessenheit anheimgefallene Ware. Der Erzeuger ist, wie die Schiller-Theater-Gesellschaft berichtet, ein ehemaliger österreichischer Offizier, der dann zur politisch-militärischen Schriftstellerei überging; das Produkt seiner dramatischen Muse hat vor etwa einem Jahrzehnt im Wiener Hofburg-Theater das Bühnenlicht erblickt. Die Bemühungen des Autors richteten sich darauf, zwei eingefleischte Junggesellen, einen windigen Rittmeister und einen härtebisherigen Oberst, die in die als Heiratsnest berühmte kleine Garnison verschlagen sind, in den Stand der heiligen Ehe zu versetzen. Drei lange, mit einigen harmlosen Späßen und sehr viel hanebüchenern Unmöglichkeiten im alten Moxer-Schwankstil ausgefüllte Akte dauert das. Für den Beifall, den die aufgepuzte Nichtigkeit am Freitag fand, ist als mühsamer Umstand, außer der geistlichwächenden Gluthitze, die frische, muntere Laune der Darsteller anzuführen. Herr Pategg überraschte in der Rolle des österreichischen Obersten durch eine trodene parodistische Drolligkeit, die man dem pathetischen Heldenpieler gar nicht zugetraut. Else Wassa mit ihrem lebenswürdigen, distreten Wesen verhalf der blaffen Gestalt der Baronin zu einer freundlichen Scheinergötzung und Schmasow konnte seiner urwüchsigen Possentomil als dummpfiffiger polnischer Bursche des Obersten nach Herzenslust die Zügel schiefen lassen. Man lachte, sobald man ihn nur sah. — dt.

Völkerrunde.

— Ueber den Aberglauben der Riobamba-Indianer (Ecuador) veröffentlicht Dr. Ribet im „Journal de la Societe des Americanistes à Paris“ eine Studie, aus der der „Globus“ folgendes mitteilt: Träumt jemand von einer Schlange, so ist das von übler Vorbedeutung; dagegen sind gewisse Vogelgefänge günstig, während andre wieder Unheil künden. Wenn ein Hund heult, so wird jemand bald sterben; wenn die Schweine im Stalle rumoren, so sind das die Toten, die erscheinen. Dienstag und Freitag sind unheilvolle Tage. Vor dem Schlafengehen legt der Indianer manchmal in ein Loch seiner Hütte Fleisch oder andre Nahrung, damit die Krankheit der Nacht ihn nicht ergreife. Nicht selten findet man Indianer, die die Berge anrufen; so empfiehlt man sich, wenn man zu einer Reise aufbricht, Taita Chimborazo Mama Tingurahua, den beiden Aenderufen bei Riobamba. Wie die Inca und — so fügt Ribet hinzu — wie die Para, Antandroy und Antanofy im Süden Madagaskars werfen die Indianer, wenn sie eine schlimme Wegstrecke hinter sich haben, seitwärts vom Pfade einen kleinen Stein, um dem Geist der Stelle, der sie beschützt hat, zu danken. Daher kommen die kleinen Steinhügel, die man hin und wieder an gefährlichen Stellen trifft. Ebenso macht der Indianer auf der Reise ab und zu einen Knoten in die Strohbüschel des Paramo, um sich irgend etwas — was, vermag Ribet nicht zu sagen — günstig zu stimmen. —

Naturwissenschaftliches.

ie. Die Aussaat von Pflanzen durch Fische. Darwin hat in seinem Hauptwerk erwähnt, daß Süßwasserfische gelegentlich Pflanzensamen verschlucken. Er hat ferner die Anmerkung gemacht, daß die Pflanzensamen wieder durch die Fische in den Magen von Reihern und andern fleischfressenden Vögeln gelangen. Man darf aus diesen Thatsachen auf die Möglichkeit schließen, daß einerseits die Fische, andererseits jene Vögel zur Aussaat von Pflanzen mitwirken, falls deren Samen unbeschädigt durch den Verdauungsapparat hindurchgehen. Ob dies der Fall sein kann, hat Dr. Hochreutiner im Laboratorium für allgemeine Botanik in Genua durch Versuche geprüft. Er wählte dazu von Fischen den gewöhnlichen Flußbarsch, die Plöke und den Goldfisch, die sämtlich Pflanzensamener sind; von Pflanzen den Bitterlee, die himmelblaue Lotusblume, den Zigelkolben, das Pfeilkraut und den Froschlöffel. Die Versuche wurden so angestellt, daß man die von den Fischen verschluckten und auf natürlichem Wege wieder ausgeschiedenen Samen aussäte und gleichzeitig andre Samen der gleichen Pflanzenart, die unbehelligt geblieben waren. Die Köpfe mit der Aussaat wurden unter den für die Keimung denkbar günstigsten Bedingungen aufgestellt. Waren die Fische nicht dazu zu bewegen, die Samen freiwillig zu verschlucken, so wurden sie ihnen unter Anwendung eines Apparates zwangsweise beigebracht. Die Ergebnisse haben gezeigt, daß die Pflanzensamen den Fischkörper unbeschädigt ihrer Keimfähigkeit wieder verlassen. Das war auch zu erwarten, da nach andern Untersuchungen das lebende Eiweiß durch die Fermente des Magens nicht angegriffen wird. Tiere wie Pflanzen können in dem von der Magenschleimhaut und von der Bauchspeicheldrüse abgechiedenen Saft leben, und nur tote Gewebe oder doch solche, deren Fäulnis bereits begonnen hat, werden von diesen Gärungsstoffen angegriffen und aufgelöst. Die Bedeutung der von Dr. Hochreutiner ausgeführten Versuche liegt in dem Nachweis, daß die Verbreitung von Pflanzen gelegentlich durch die Vermittlung von Fischen geschehen kann und daß dadurch eine Möglichkeit gegeben wird, das Erscheinen von Pflanzenarten auf einzelnen Meeresinseln noch auf eine andre Art zu erklären, als durch den Transport der Pflanzensamen im Meerwasser. —

Technisches.

x. Beseitigung des Staubes. Zur Beseitigung des für die menschliche Gesundheit gefährlichen Staubes, der so ungemün zur Verschmutzung der Straßen, der Wohnungen und der Kleider beiträgt, sind schon viele Versuche gemacht worden, unter denen die Wasserbesprengung die verbreitetste, aber am wenigsten zweckentsprechende ist. Die in manchen Küstenstädten bewirkten Versuche der Staubbeseitigung durch Besprengung mit dem salzhaltigen Seewasser mußten wegen der dadurch entstehenden Geruchsbelästigungen aufgegeben werden. Die in einigen Distrikten Nordamerikas angewandte Methode der Besprengung der Straßen mit erwärmtem Rohöl hat sich zwar bewährt, würde sich aber bei uns so außerordentlich teuer stellen, daß an die Anwendung dieses Verfahrens nicht zu denken ist. In Monaco ist ein Versuch der Staubbeseitigung durch Auftragen erwärmten Teers auf die vorher gereinigte, madamisierte Straße gemacht worden, der ja für einige Zeit staubfreiher herbeiführte, aber pro Quadratmeter auf 8 Pf. zu stehen kommt, so daß sich dieses Verfahren bei den erforderlichen Wiederholungen im Laufe des Jahres ebenfalls zu teuer stellen würde, als daß eine allgemeinere Anwendung durchführbar wäre.

Unter diesen Umständen durfte eine Vorführung von einem neuen Staubbindemittel, die am Freitag in Hundelehde bei Berlin vor Sachleuten stattfand, von vornherein auf ganz besonderes Interesse rechnen. Auf der Chaussee waren in Abständen mehrere hundert Meter lange Strecken mit diesem Mittel, das den Namen Westrumit führt, besprengt worden. Das Befahren der mit Westrumit behandelten Strecken mit Wagen, Automobilen, Rädern und der Verkehr der Fußgänger vermochten keinerlei Staubbildung zu erzielen; dagegen wurden die bekannten großen Staubwolken von schmutzgrauer Farbe sofort aufgewirbelt, wenn die Fahrzeuge die nicht westrumierten Zwischenstrecken durchfuhren. Wenn man berücksichtigt, daß neben der mit dem neuen Mittel besprengten Chaussee ein ziemlich breiter Reitweg liegt und daß von diesem bei jedem Windstoß und bei dem Vorbeifahren der Wagen Staubmengen aufgewirbelt werden, dann muß man in der That zugestehen, daß hier ein außerordentlich günstiges Resultat in der Staubbekämpfung erzielt worden ist. Allerdings darf nicht verschwiegen werden, daß sich zunächst nach der Westrumit-Besprengung eine gewisse Geruchsentwicklung (schwacher Teer- oder Petroleumgeruch) bemerkbar macht. Aber selbst diese anfängliche Geruchsentwicklung kann in Anbetracht der außerordentlich großen Beseitigung der sonst doch auf Chausseen usw. wirklich mehr denn lästigen Staubbildung nicht nennenswert in Frage kommen. Im übrigen will die Gesellschaft, welche die Westrumit-Besprengung einführt, durch ein besonderes Verfahren das benutzte Mittel noch geruchlos machen.

Westrumit ist ein in den wasserlöslichen Zustand gebrachtes Del, das sich sofort zu jedem Prozentsatz in kaltem Wasser auflöst und mit letzterem eine haltbare Lösung bildet. Bei der Straßenbesprengung dringt diese Flüssigkeit leicht und schnell bis zu einer Tiefe von 3—5 Centimetern ein. Dadurch wird zunächst der auf der Straße befindliche Staub gebunden und der später hinzugewehte neue Staub wird von der imprägnierten Fläche festgehalten. Regen

führt auf den so behandelten Straßen keine Schlammbildung herbei, da das Wasser teilweise in den Boden einsinkt und so aufs neue die Verteilung bewirkt, während der übrige Teil verdunstet. Die so erzielte Beseitigung des ebenfalls ungemein lästigen nassen Straßenschmutzes wird von Fußgängern und Fuhrwerksführern sicher sehr gern in Kauf genommen werden. Die Anzahl der Besprengungen und der anzuwendenden Lösungen des Westrumits richten sich natürlich nach dem auf den Straßen stattfindenden Verkehr. Es läßt sich aber sagen, daß z. B. eine neunmalige Besprengung einer Straße von Durchschnittslänge mit dieser Dosislösung ungefähr 8 Pf. kostet. Demnach kann auch der Kostenpunkt nicht gegen die Anwendung dieses Staubbeseitigungsverfahrens geltend gemacht werden, da reine Wasserbesprengung selbst bei sparsamster Anwendung sich nicht wesentlich billiger stellt, ohne daß aber dadurch eine nennenswerte Staubbeseitigung erreicht werden würde. —

Humoristisches.

— Triftiger Grund. „Warum ist der Bierdämpfl aus dem Anti-Alkoholikerverein ausgeschlossen worden?“
„Wegen Penitenz! Beim letzten Sonntagsausflug hat er ganz frech gesungen: „Jey' gang i' an's Brümmele, trink aber net!“ —

— Bedenklich. (Auf dem Standesamt.) „Sehen Sie mir, Frau Huber, wie frech sich der Mensch benimmt!“

„Der möcht' wahrscheinlich — bevor er getraut wird — 'nausgeworfen werden!' —

— Aus dem Schwurgerichtssaale. Präsident (zu dem Angeklagten): „Sie haben bisher noch nicht ein Atom von Reuegefühl über Ihre schweren Thaten zum Ausdruck gebracht, nicht einmal bei der Konfrontation mit Ihren Opfern eine Thräne vergossen!“

Verteidiger: „Hoher Gerichtshof! Meine Herren Geschworenen! Mein Klient hat Reue genug — nur weinen kann er nicht, denn er leidet an Thränenkanal-Verstopfung!“ —
(„Fliegende Blätter“.)

Notizen.

— „Funken“ heißt eine neue belletristische Münchener Monatschrift, die im Verlag von Friedrich Rothbarth (München) erscheint und Walter Schulte vom Brühl zum Herausgeber hat. —

— Das Schiller-Theater N. bringt am 31. Mai noch eine Premiere heraus: Ernst v. Wolzogens Lustspiel „Ein unbeschriebenes Blatt“. —

— „Theater an der Spree“ wird das neue Theater heißen, das an der Ecke der Friedrichstraße und der Weidendammer Brücke errichtet wird. —

— In Köln wurde die Aufführung eines in andern deutschen Städten unbeanstandet gegebenen Schwantes „Hotel zum Freihafen“ aus Sittlichkeitsgründen verboten. Das Verbot wird noch merkwürdiger durch die Thatsache, daß dasselbe Stück vor sechs Jahren über vierzigmal in Köln in Scene gegangen ist. —

— Leoncavallos endlich fertiggestellte Oper „Der Roland von Berlin“ wird im November im Opernhause die Erstaufführung erleben. —

— Das Musikdrama „Der Bundschuh“, Musik von Waldemar v. Bauhnern, Text von Otto Erler, erzielte bei der Erstaufführung in Frankfurt a. M. keinen rechten Erfolg. —

— In Wien hat sich eine „Vereinigung schaffender Tonkünstler“ gebildet; die Vereinigung will hauptsächlich die Musik der Gegenwart in Wien pflegen. —

— Eine große Lenbach-Ausstellung, die das ganze Lebenswerk des verstorbenen Künstlers umfassen soll, wird für das nächste Jahr in München geplant. —

— Die Akademie der bildenden Künste zu Karlsruhe veranstaltet, anlässlich ihres fünfzigjährigen Bestehens, vom 15. Juni bis zum 15. Juli eine Ausstellung von Werken badischer Künstler. —

— Sascha Schneider wird noch in diesem Sommer in den Lehrkörper der Weimarer Kunstschule eintreten. —

— Eine umfassende Werkschlagin-Ausstellung, die später auch in Berlin gezeigt werden soll, wird gegenwärtig in Petersburg vorbereitet. —

t. Preise von 5000, 3000 und 2000 Frank hat die französische Regierung für einen Apparat zur Messung von Alkohol während seiner Fabrikation ausgeschrieben. Der letzte Einlieferungstermin ist der 1. September 1904. Die Steuer auf Alkohol wird in Frankreich nach dem Raumgehalt an reinem Alkohol berechnet, der in einer Flüssigkeit bei einer Temperatur von 15 Grad enthalten ist. Es ist daher wünschenswert, einen Meßapparat zu haben, der mit Sicherheit den Gehalt an Alkohol anzeigt, wenn die Flüssigkeit den Destillierapparat verläßt. —

— Grönland zählt, nach den Ergebnissen der letzten Volkszählung, 11 893 Einwohner; die größte Ortschaft ist Sukkertoppen mit 382 Köpfen. —

— Eine Fabrik zur Erzeugung von Alkohol aus Torf, Flechten, Moos etc. soll auf einem großen Moor in der Nähe von Aalborg (Jütland) errichtet werden. —